

Margarete Wein
Keine Widerrede und damit basta!

Margarete Wein

**Keine Widerrede
und damit basta!**

Ein Puzzle-Roman

EDITION
Noack  Block

Umschlagabbildungen: *Halle (Saale) Hbf. noch mit alter Vorhangfassade*, Fotoscan, Kleinbildtele 80 mm – Foto: Bettenburg, CC BY-SA 4.0;
Weg zum Strand in Heiligenhafen, Ostsee, Deutschland – sehaer_nrw © stock.adobe.com; *Havana, Cuba* – Foto: Alex Azabache, pexels.com

ISBN 978-3-86813-224-3

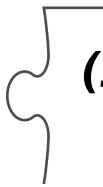
E-Book ISBN 978-3-86813-867-2

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2026. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
bedarf der Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere
auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen, Text- und Data-Mining
sowie Einsatz und Training von KI-Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block
in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin
info@frank-timme.de
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de



(K)ein Vorwort

Ob mein Großvater Mark Twain gelesen hat? Keine Ahnung. Zu den Weisheiten, die er mir schon vermittelte, als ich noch ein Vorschulkind war, zählte jedenfalls sein Credo *Mehrheit ist Dummheit!* Jüngst fand ich einen Satz dieses Dichters in der Rubrik *Gedanken zum Tag* im Lokalblatt auf Seite eins: *Wenn du merkst, dass du zur Mehrheit gehörst, wird es Zeit, deine Einstellung zu revidieren.* Wo, wann und warum hat er das gesagt? WIKIPEDIA weiß, dass die Sentenz aus *Mark Twain's Notebook* von 1935 stammt und da auf Seite 393 steht. Wahrer machte das die großväterliche Erkenntnis nicht – zum Puzzleteil für Klaras Wortbildmalerei taugt sie allemal. Vieles aus ihren Tagebüchern und Nachnotizen spiegelt sich hier wider, nicht alles ließ sich dechiffrieren ... *Das Leben schwindet wie der abnehmende Mond von Tag zu Tag. Dem Neumond folgt der neue Mond, dem Tod nichts.*

Einmal schrieb Klara ein Gedicht, das begann so: *Sieben Kammern hat mein Herz* und zählte die Bewohner auf. Am Ende hieß es: *In der letzten wohnt ein Schweigen.* Kommt je die Zeit, es zu brechen? Oder bleibt die Kammer versiegelt bis zum Grab? Ist es wichtig, wen oder was sie einst barg?

Wie fing das alles an? Mir scheint, oben im Alltag ging alles seinen Gang, tief unten aber lagen Erinnerungen und Geschichten und schliefen. Alle durcheinander, jahrzehntelang. Es wurden im-

mer mehr ... Als mir endlich einfiel, sie zu wecken, waren eigene und fremde kaum noch zu unterscheiden. Und alle wollen heraus. Unter die Leute, ins Freie, ans Licht. Ob das Licht sie sehen will, ob sie im Freien überleben können, ob man sie hören oder lesen mag, kümmert sie nicht. Sie bedrängen mich, bis ich sie – meist früh am Morgen, bevor sich das Tageskarussell dreht – in die Tasten hacke und ausdrücke. Der Stapel neben dem Drucker zählt wieder ein paar Blätter mehr.

Manches verharret eigensinnig im Dunkel, gibt sich nie mehr und niemandem preis. Bedauere ich das? Nicht jedes Geheimnis muss ergründet werden. Soll ich einen Verlag suchen? So viele Bücher gibt es schon. Wer will all das lesen? Neuerdings werden, viel billiger, E-Books produziert. Wenn sie aber niemand liest, sind auch sie wie nicht gewesen.

Gewesen sein und Werden. Dazwischen Menschen und Dinge im Jetzt, das wer schreibt, in Worte fassen, seinem Innersten in Versen oder Geschichten ein Gesicht geben will. Hoffend, wer sie zur Hand nimmt, möge darin nicht nur Bekanntes sehen, sondern echte Entdeckungen machen. Freude daran haben, gar ermuntert werden, selbst zu Papier und Stift zu greifen oder dem Textprogramm im PC anzuvertrauen, was sie oder ihn bewegt.

Klaras Leben – nebst einigen ihrer Vorfahren, Zeitgenossen und Nachkommen – als Puzzlespiel. Obwohl Teile fehlen, ein Versuch. Vielleicht entsteht ein Bild.

Jeden Turm ersteigen, die Welt von oben betrachten, Wege endlos weitergehen und erforschen, was sich hinter der nächsten Biegung verbirgt, in der ersten Reihe sitzen oder auf einem Fensterplatz, das hat sie immer gewollt ... im richtigen Leben wie im Traum.

Oft gelang es mir, manchmal nicht.



Aus der Niederlausitz ans Meer (1921–1927)

Irgendwann wird Anna sich nicht mehr vorstellen können, wie sie jenen Umzug überstand. Aus Cottbus, wo sie aufgewachsen war, gen Norden auf die Insel Rügen nach Binz. Mit dem Mann, den sie nicht mehr liebte, und den vier kleinen Kindern in ein Jahre zuvor vom Rest seines durch die Inflation geschrumpften Millionenerbes von ihm in diesem Badeort erworbenes und schon damals halbmarodes Haus.

Die Erinnerung an ihre Heimatstadt, an die herrschaftliche Etagenwohnung in der Beletage des Prachtbaus Promenade 11, wo ihr wochentags zwei Dienstmädchen zur Hand gingen, schmerzt nur nachts. Tagsüber hat sie genug zu tun und zum Nachdenken weder Muße noch Zeit. Mit Gerhild, der Ältesten, hatten sie im Januar ihren vierten, mit Sigrun im März den dritten Geburtstag gefeiert, die jüngste der Töchter, Armgard, ist anderthalb, Siegfried, der schwächliche Zwilling, erst ein halbes Jahr alt. Sein Bruder Hagen war nach zwei Tagen gestorben. Von ihm blieb nur ein schwarzweißes Foto mit gezacktem Rand, auf dem er still, in ein spitzenbesetztes Taufkleid gesteckt, in seinem zierlichen Särglein liegt. Oft, eigentlich ihr Leben lang, sah Anna dieses verhutzelte Gesichtchen an und fragte sich, wie es gewesen wäre, wenn beide Buben am Leben geblieben wären. Hätte sich auch der zweite

mit siebzehn freiwillig an die Front gemeldet, um siegen zu helfen?
Und wäre *für Führer, Volk und Vaterland* gefallen?

Nie würde sie das wissen oder auch nur erahnen können, erst recht nicht jetzt, im Sommer 1927. Einer wie der andere und der nächste und der übernächste auch, sind ihre Tage angefüllt mit Saubermachen, Aufräumen, Kochen, Waschen, Bügeln, Socken stopfen ... Während Anna sich den Schweiß von der Stirn wischt, Kartoffeln schält oder Bohnen abzieht, Jod auf ein blutendes Knie tupft oder eine Kindernase putzt, flattern die Windeln lustig im Wind.

Ihren Mann interessiert nur der Garten. Selbst den Ärger mit dem Pächter, dessen Vertrag abgelaufen war und der nun ausziehen sollte, überließ er ihr. Fünf Jahre lang hatte Herr Heidmann allein das Sagen im Haus am Pantower Weg gehabt und sich um das riesige Grundstück gekümmert. All das hatte Heinrich kurz nach der Hochzeit im Mai 1922 günstig erworben, aber dann dauerte es viel länger als gedacht, bis die bürokratischen Hürden genommen waren und die jährlich wachsende Familie ihre Angelegenheiten in Cottbus geordnet hatte, der Haushalt aufgelöst, das verbliebene Hab und Gut in Kisten und Kartons verpackt und der Umzug vorbereitet war.

Den Dienstmädchen hatten sie längst gekündigt. Anna, der erst zwei, bald drei Mädchen am Rockzipfel hingen, und deren Bauch sich schon wieder rundete, musste das meiste allein bewältigen. Ihr Mann war fürs praktische Leben nicht gemacht. Den Jahreswechsel von 1926 auf 1927 erlebten sie bereits zu sechst. Wenn sie das Gefühl beschlich, alles wachse ihr über den Kopf, hoffte sie oft, sobald sie erst ihr eigenes Haus am Meer bewohnten, würde es einfacher sein. Sie würden Zimmer an Sommergäste vermieten und hätten regelmäßige Einkünfte. Fände der Mann sich doch noch bereit, eine bezahlte Arbeit anzunehmen, drohte ihnen auch im Winter keine Not.

In Wirklichkeit liegt das Haus gar nicht am Meer, sondern am andern Ende des Ortes, nahe dem Kleinbahnhof, zwei Kilometer von der Strandpromenade entfernt. Trotzdem kamen schon Ende Mai, eine Woche nach ihrer Annonce im Berliner Lokalanzeiger, die ersten Urlauber an. Eine Familie aus Lichtenrade, Vater, Mutter, Kind. Anna führte sie ins Obergeschoss und gab ihnen das Zimmer mit Gartenblick. Das Wasserklosett, das alle Hausbewohner benutzten, lag gegenüber. Der Vater, ein Bahnhofsvorsteher, sagte:

Na ja ...

Die Mutter fuhr mit dem Zeigefinder über die Marmorplatte der Waschkommode und nickte zufrieden, das Kind lief zum Fenster und rief:

Wo ist denn das Meer?

Anna erklärte:

Die Ostsee liegt nicht vor der Haustür. Man muss ein Stückchen laufen, die Bahnhofstraße hinunter und dann die Hauptstraße entlang bis zum Rondell mit der Uhr, von da sieht man die Seebrücke und den Strand. Dafür haben Sie es hier schön ruhig, und das Zimmer ist auch im Hochsommer sehr preiswert ...

Von nun an bereitete Anna jeden Morgen nicht nur das Frühstück für die Familie vor, nein, auch die Urlauber wurden verköstigt und bekamen Stullenpakete mit für den Tag am Meer. Abends kochte Anna für alle. Bald waren ihre Töpfe zu klein, im Juli und August wollten manchmal an die zwanzig Leute essen. Sie schickte niemanden weg. Was sie im Sommer einnahmen, musste das Jahr über reichen. Einmal bewog sie ihren Mann sogar, zwei Wochen lang auf einer Pritsche in der Wellblechbaracke im Garten zu nächtigen, während sie selber auf dem Sofa im Wohnzimmer schlief. Die vier Fremdenzimmer waren belegt, und ein Ehepaar, das unangemeldet vor ihrer Türe stand, quartierte sie kurzerhand im ehelichen Schlafgemach ein.

Waren die Gäste endlich auf dem Weg zum Strand, musste Anna sich sputen, wenn sie bis zur Mittagszeit alles Nötige erledigt ha-

ben wollte. Sie lüftete die Zimmer, richtete die Betten, wischte die Fußböden, kippte die Waschschüsseln aus und reinigte sie, füllte neues Wasser in die Krüge, schaute nach, ob frische Handtücher fällig waren, leerte die Aschenbecher und goss die Pflanzen in den bunten Töpfen auf dem Fensterbrett ... Dann bereitete sie das Mittagessen zu. Punkt eins kam der Mann aus dem Garten rein und setzte sich als Erster an den Tisch.

Vorher und danach werkelte er in seinen Erdbeerbeeten, an Brombeerhecken und Stachelbeerbüschen herum, kämpfte wie Don Quichotte mit den Windmühlen gegen das Unkraut an. Als junger Mann hatte er, ein paar Jahre nach dem abgebrochenen Jurastudium in Breslau, in Freiburg im Breisgau drei Semester Landwirtschaft studiert und meinte seither, er wisse über alles Bescheid. Seinen Lebensunterhalt mit eigener Hände Arbeit verdienen, das musste Heinrich nie. Der Vater war *Königlicher Kammergerichtsdirektor* in Thorn, wohlhabend von Hause aus. Seine Kinder – Annas drei Schwägerinnen und ihr Mann – hatten von Geburt an ausgesorgt. Das heißt, sie *hätten* ... wenn weder der Krieg in Europa ausgebrochen noch die Inflation über Deutschland gekommen wäre. So jedoch geht es ums nackte Überleben. Anna erinnert sich, wie sie einmal, als ihre Älteste noch kein Jahr alt war, vor Verzweiflung weinte, weil sie sich entscheiden musste, ob sie ein Ei oder einen Liter Milch kaufen soll. Das eine wie das andere kostete mehr als dreihundert Milliarden Mark! Für ein Kilo Kartoffeln legte man zu der Zeit fast hundert Milliarden Mark auf den Tisch.

Sieht Anna jetzt ihre drei Mädchen auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Haus und Garten herumtollen, während Siegfried friedlich in seinem Wägelchen schläft, fragt sie sich manchmal, ob es ein Glück war, dass sie Heinrich kennengelernt hat, oder ein Fluch. 1894 geboren, galt sie 1921 schon als *spätes Mädchen*, was man ihr aber ebenso wenig ansah wie ihre *Vergangenheit* ... Sie hatte Heinrich nie gefragt, was ihn in jenem Herbst nach Cottbus zog, wo er im besten Haus am Platz logierte und an einem Diens-

tagmorgen das Herrenausstattergeschäft betrat, in dem Anna als Aushilfe angestellt war. Bei beiden zugleich – Liebe auf den ersten Blick! Ohne sie genauer zu betrachten oder anzuprobieren, kaufte Heinrich drei seidene Hemden, zwei Krawatten und einen Hut. Den Ladenjungen wies er an, ihm die Sachen am Nachmittag ins Hotel zu bringen. Dabei schaute er unentwegt auf Anna mit ihren großen lichtblauen Augen und dem schwarzen, im Nacken zu einem schweren Knoten verschlungenen Haar. Eine wahre Schönheit! Er fragte sie, wann sie mit der Arbeit fertig sei. Für eine ernsthafte Verbindung kam sie eigentlich nicht in Frage, doch ihm war von Anfang an klar, dass er mehr wollte als eine flüchtige Liaison. Sie verbrachten ein paar Abende miteinander, flanierten durch die hell erleuchteten Straßen im Zentrum der Stadt, er führte sie ins Theater und in feine Restaurants, manchmal drückte er zärtlich ihren Arm, aber keinmal ließ sie sich küssen, und die Schwelle seines Hotels überschritt sie nie.

Am Sonntag hatte er eine Droschke gemietet. Sie fuhren nach Branitz, spazierten durch den Park, bestaunten Fürst Pücklers Seepyramide, saßen verliebt auf einer Bank, redeten, schwiegen, sahen den schwebenden bunten Blättern nach und schwelgten in diffusen Zukunftsträumen. Heinrich zeigte Anna golden glänzende Manschettenknöpfe. Ein Geschenk des Kronprinzen! Seine Hoheit und er haben im Krieg im selben Ulanenregiment gedient, setzte er stolz hinzu. Anna bewunderte ihn.

Als sie am Abend aus der Kutsche stiegen, stürzte ein Hoteldiener auf sie zu und rief:

Mein Herr, hier ist eine Depesche für Sie!

Heinrich las und wurde blass. Sein Vater habe einen Herzanfall erlitten, er müsse sofort nach Thorn zurück, erklärte er und nahm Anna das Versprechen ab, auf ihn zu warten, bis er das nächste Mal nach Cottbus käme.

Der Kammergerichtsdirektor starb, bevor sein Sohn zurückgekehrt war. Dem oblag es, Mutter und Schwestern zu trösten und

die Erbschaftsfragen zu regeln. An Anna schrieb er, es werde länger dauern. Sie sahen sich im alten Jahr nicht mehr, nur Briefe gingen hin und her. Einmal war Anna nahe daran, ihm alles zu gestehen. Aber musste er es überhaupt erfahren? Dieses Kind war aus ihrem Leben gestrichen wie im Schulaufsatz ein falsches Wort, das nicht zählt. Sie dachte kaum noch an ihre Zeit als Hilfskrankenschwester im Lazarett, als sie so viele Soldaten hatte leiden und sterben sehen. Die Schwangerschaft hatte sie bis zum Ende verbergen können, bei der Geburt hatte ihr eine alte Ärztin beigeistanden, die auch dafür sorgte, dass der Junge zu Pflegeeltern kam.

Kläglicher Geschrei reißt Anna aus ihren Gedanken. Sie eilt zum Kinderwagen und nimmt ihr Söhnchen hoch. Siegfrieds Windel ist voll, und bestimmt hat er Hunger. Annas Brüste geben seit dem Umzug keine Milch mehr her, sie muss ein Fläschchen zubereiten. Sie scheucht die Mädchen in die Küche. Heinrich schaut nicht auf. Stumm und krumm hockt er im Beet und stochert verbissen mit dem Spargelstecher zwischen den Erdbeerpflanzen herum. Nicht das kleinste Unkräutlein darf stehen bleiben. Wenn sie wenigstens am Sonntag mal frisches Obst auf den Tisch bringen dürfte ... aber nein, er wird all die süßen Früchte abwiegen, in Tüten packen, sie in Spankörben zur Strandpromenade tragen und an Urlauber verkaufen. Er zieht seine schäbigste Hose an, dazu eine zerschlissene Uniformjacke und behauptet:

Dann geben sie mir mehr.

Das ist Anna peinlich, doch sie weiß, er hat recht, und sie brauchen das Geld.

Heute Mittag gibt es Pellkartoffeln mit gebratenen Zwiebeln, am Abend sollen es Königsberger Klopse sein. Vorher muss sie die Wege vorm Haus akkurat harken, Wäsche bügeln und an Gerhilds Kleidchen den linken Ärmel flicken.

Vor Zeiten, als Anna noch bei ihren Eltern wohnte, hatte das Bügeln – mit so einem vorsintflutlichen Bügeleisen, das auf dem Ofen erwärmt werden musste – auch zu ihren Aufgaben gehört.

Dann aber, nachdem das seit Mai vermählte Paar Anfang Juni 1922 in die von Heinrich ausgewählte repräsentative Wohnung gezogen war, durfte sie den Moloch Haushalt vergessen. Die Dienstmädchen nahmen ihr alles ab, sie und Heinrich genossen das Leben nach Herzenslust, sorglos und unbeschwert.

Jetzt ist sie wieder selber die Magd.

Als die Kinder für den obligaten Mittagsschlaf in ihren Bettchen liegen, zieht Anna den großen Weidenkorb mit Bügelwäsche aus der Ecke und seufzt. Sie breitet ein Tischtuch auf dem Bügelbrett aus und hängt ihren Erinnerungen nach.

Der Januar vor fünf Jahren war schon halb vorbei, als Heinrich und Anna einander widersahen. Länger hätte er es nicht ausgehalten – den herzerreißenden Jammer der Mutter und die maßlos übertriebene Trauer seiner drei Schwestern.

Endlich bin ich wieder bei dir, meine einzige Anni, sagte er, und weißt du was? Wir werden heiraten!

Anna durchfuhr heiße Freude. Wohl hatte sie das ersehnt, doch ohne wirklich zu glauben, dass ihr Traum sich je erfüllen könnte. Heinrich reiste noch ein paar Mal zwischen Thorn und Cottbus hin und her, seine Umarmungen wurden drängender, aber Anna gab nicht nach, und Heinrich nahm das hin ...

Die Zeit indes tat, was sie immer tut, sie verging. Flugs war der Tag der Tage da, die Verliebten sagten *Ja* zueinander und waren ein Ehepaar. Gerhilds Dasein begann in der Hochzeitsnacht, im folgenden Januar kam sie zur Welt. Anna erholte sich nur langsam von der Geburt, doch das Gefühl, am Ziel zu sein, überwog.

Sie liebte ihr Töchterchen über alles, dies Kind, das sie in eine heile Familie hineingeboren hatte und das für immer bei ihr bleiben durfte. Sie gab ihm die Brust, es schmatzte zufrieden und lächelte im Schlaf. Alles andere, auch Heinrich, trat in den Hintergrund. Sie liebte ihn, gewiss, doch Gerhild, das kleine hilflose Wesen, war ihr näher. Für sie wollte Anna da sein, Heinrich sollte sie in Ruhe lassen. Eine Weile hielt er sich auf Annas Bitten von ihr

fern, doch als der April zu Ende ging, reichte es ihm. Er befand, es sei der Rücksicht genug, und wies seine Frau auf ihre ehelichen Pflichten hin. Sie schickte sich drein.

Im Spätsommer spürte Anna, dass sie wieder, wie es hieß, guter Hoffnung war. Im März war es soweit, Sigrun machte es ihr leicht, sie kam schnell. Nun bestand die Familie aus vier Personen, sonst änderte sich nichts.

Die Frauenärztin empfahl eine Pause. Annas Körper sei geschwächt und müsse ja weiterhin viel leisten, da Anna auch ihre zweite Tochter selbst stillen wollte. Trotzdem kam anderthalb Jahre später Armgard zur Welt, nur ein *Stammhalter* fehlte noch. Der stellte er sich im November 1926 doppelt ein. Die Hebamme, eine robuste Frau, gab den winzigen, kraftlosen Knaben kaum eine Überlebenschance. Siegfried schaffte es aber doch und bescherte seinen Eltern so ein letztes kurzes Glücklichein – von da an versagte sich Anna ihrem Mann. Heinrich erkannte, weder mit Bitten noch durch Wutausbrüche war sie umzustimmen. Eines Abends kam er mit Schreibblock und Tintenstift an ihr Bett und forderte sie auf:

Gib es mir schriftlich, dass ich woanders hingehn kann!

Anna tat es. Den Zettel bewahrte er lange auf.

Allerdings lenkten ihn die Alltagssorgen von den animalischen Wünschen ab. Wenn der unfähige Pächter nicht alles so heruntergewirtschaftet hätte und die Einnahmen von den gut betuchten Sommergästen übers ganze Jahr reichen würden, wie es sein Plan gewesen war, wäre alles einfacher! Und wer weiß ...

Annas Freibrief zu nutzen, zog er nie ernsthaft in Betracht. Aber manchmal, wenn er das Papier mit den drei steilen Zeilen ansah, dachte er an seine Mutter, die wenige Wochen vor der Hochzeit gestorben war.

Seine Schwestern, die Mutter und er selbst waren mit einer Magen-Darm-Grippe infiziert. An jenem Tag trieb es ihn am späten Vormittag zum siebten Mal aufs Klosett, und er konnte da nicht